

Bigaye beobachtet Euch!

Neues aus Abistan: Boualem Sansal entwirft in seinem Roman „2084“ die Zukunftsvision einer religiösen Diktatur

Boualem Sansal riskiert viel. Seit Jahren warnt der algerische Schriftsteller in Büchern und Reden vor dem Vormarsch des Islamismus. Er kritisiert die religiösen Eiferer in der arabischen Welt und das „ohrenbetäubende Schweigen“ muslimischer Intellektueller. Wie der Glaube zu politischen Zwecken instrumentalisiert werden kann, konnte der 1949 in Téniet el Had geborene Ökonom aus der Nähe studieren. Zwischen 1992 und 2006 führten in seiner Heimat bewaffnete Islamisten und die Armee einen brutalen Krieg, dem viele zehntausend zum Opfer fielen. Die Angst sei sein größter Feind, sagt Sansal, der trotz der Gefahr noch immer bei Algier lebt und anders als viele Kollegen nicht nach Paris emigrierte. Für seinen Mut wurde er unter anderem mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet.

Groß waren deshalb die Erwartungen an seinen neuen Roman, von dem sich bald herumsprach, er setze sich wie schon frühere Werke Sansals mit religiösem Fa-

bleau einer totalitären Gesellschaft orientiert: an Orwells Roman „1984“, der, 1948 unter dem Eindruck von Nationalsozialismus und Stalinismus entstanden, zum Kanon der Weltliteratur zählt. Anspielungen auf Orwells Überwachungsstaat, der seine Untertanen bis in ihre geheimsten Gedanken kontrolliert, finden sich bei Sansal zuhauf. Das Orwellsche „Neusprech“ heißt hier Abilang. Die Nachfahren des Großen Bruders sind „V“ genannte Wesen, die sich auf die Kunst der Telepathie verstehen und das Land unablässig nach Lügern abschnappen. „Big Brother is watching you“ lautet der eine Satz bei Orwell, den wohl jedes Schulkind kennt: „Bigaye beobachtet Euch!“, heißt es bei Sansal.

In dieser buchstabengetreuen Übernahme liegt eines der Probleme von „2084“, schon allein deshalb, weil Orwell heute als Metapher für nahezu jede kulturpolitische Debatte von der Datenüberwachung bis zur Diktatur erhalten muss. Boualem Sansal buchstabiert seine Parabel indes mit grimmiger Wut eins zu eins durch. Das führt dazu, dass seine Figuren, allen voran Ati, kaum Kontur erhalten. Weil sie von ihrem Erzähler zu sehr dafür in Anspruch genommen werden, bestimmte Haltungen und Meinungen zu transportieren. Wie aber lässt sich der Welt von heute mit Google und „Islamischem Staat“ und all den daraus entstehenden Herausforderungen literarisch überhaupt beikommen?

Michel Houellebecq wählte dafür in seinem ebenfalls 2015 in Frankreich erschienenen Roman über einen französischen Gottesstaat die Mittel des Zynismus und der Komik. Wenn er sich etwa über die schwächlichen Pariser Intellektuellen lustig macht, die sich mit dem totalitären System durchaus arrangieren können, liest sich „Unterwerfung“ streckenweise wie eine abgründige Komödie. Bei Sansal gibt es keine Zwischentöne und auch keine Transformation. Das Böse ist längst da und etabliert, es ist allgegenwärtig. Die Männer tragen Bärte, die Frauen Schleier und bodenlange Burniqabs, gebetet wird neunmal am Tag. Gepredigt werden Geduld, Gehorsam und Unterwerfung, Museen sind verboten, ebenso Musik und Literatur. Die einzige erlaubte Schrift ist das heilige Buch Gkabal, zu Deutsch: Zustimmung.

Wer die Gesetze missachtet, seine Nachbarn nicht ausspioniert, seine Kinder nicht züchtigt oder öffentliche Hinrichtungen schwänzt, wird vom Komitee für Moralische Gesundheit aufs grausamste bestraft. Deshalb befindet sich auch Ati bald schon auf der Flucht. Denn einmal mit dem Gedanken der Freiheit infiziert, entlarvt er Schritt für Schritt das politische System als riesiges Lügengespinnt: Abistans Religion ist Fiktion, ausgedacht von zynischen Clans, die sich in einem erbitterten Machtkampf befinden. Woher allerdings dem schüchternen Ati in einer Welt der totalen Kontrolle ein Gedanke wie Freiheit überhaupt in den Sinn kommt, bleibt ungeklärt. Boualem Sansal will dem Horror der Gegenwart mit seiner apokalyptischen Vision literarisch entgegentreten. Das ist gerade bei einem so kenntnisreichen Autor wie ihm allemal legitim. Doch das böse Märchen verblasst vor einer Wirklichkeit, die längst ihre eigenen Dystopien schreibt. SANDRA KEGEL



Boualem Sansal: „2084 – Das Ende der Welt“.
Roman.

Aus dem Französischen von Vincent von Wroblewsky. Merlin Verlag, Gifkendorf-Vastorf 2016. 288 S., geb., 24,- €.



Boualem Sansal Foto Gamma

natismus auseinander. Als er voriges Jahr schließlich auf Französisch erschien, avancierte „2084“ zum meistdiskutierten Buch der Rentrée 2015. Heftig diskutiert auf allen Kanälen, verkaufte sich dieser Gruselbericht über das fiktive Land Abistan fast dreihunderttausendmal. Jetzt ist „2084 – Das Ende der Welt“ in der Übersetzung von Vincent von Wroblewsky auch auf Deutsch zu lesen.

Der in vier Büchern und einen Epilog unterteilte Roman begleitet den lungenkranken Mittdreißiger Ati, der nach einem Sanatoriumsaufenthalt im entlegenen Ouâ-Gebirge in seine Heimatstadt zurückkehrt und dort plötzlich begreift, dass er tatsächlich in einem Gefängnis lebt. Abistan heißt dieses „Land der Gläubigen“, das in einer unbestimmten Zukunft aus den Trümmern des „Großen Heiligen Krieges“ hervorgeht und dem allmächtigen Gott Yölah huldigt. Dessen Statthalter auf Erden ist Ati. Zwar hat kein Abistaner diesen „höchsten Führer der Welt“ je gesehen. „Ihn dem Blick des gemeinen Mannes auszusetzen war undenkbar“, weiß der Erzähler zu berichten. Doch soll Abi, munkelt man, einäugig sein und außerdem unsterblich. Abgeschriftet von der Welt, lebt er angeblich in einem Palast, der von Männern kontrolliert wird, denen bei der Geburt das Gehirn entfernt wurde. Jede menschliche Regung ist ihnen fremd, ihre Grausamkeit kennt keine Grenzen.

Überhaupt wacht der Staatsapparat mit unerbittlicher Härte über seine Bürger. Die drei Leitsätze der Regierung lauten: Krieg ist Frieden, Freiheit ist Sklaverei und Unwissenheit Stärke. Schon mit dem Titel zeigt Sansal, an wem sich sein Ta-

Im Hauptberuf möchte ich Taugenichts werden

Nur mal kurz einen Schriftsteller berühren: André Hellers Debütroman erstickt im Zuckerguss der Manier und leidet an einer Extraportion Poesie

André Heller muss man mögen, so wie man Ingwerkekse mögen muss oder Maiglöckchenparfum. Aber hier geht es ja nicht um den weltumspannenden Entrepreneur des Entertainments, den besessenen Impresario oder den Wunderkammersänger, kurzum: nicht um die Marke Heller, sondern um den Romancier. Hellers erster Roman verdient als ein Stück Literatur für sich und vor allem ernst genommen zu werden. Das wird dem Leser vom Autor nicht gerade leicht gemacht, denn dessen überlebensgroße Künstlergestalt schiebt sich formfüllend vor den Helden Julian Passauer und die Geschichte. Nicht nur in der Erzählstimme begegnen uns des Meisters Duktus und Timbre, es reden eigentlich alle wichtigen Figuren wie André Heller: der Vater Gottfried Passauer, die Mutter Lotte, der Bonmot-Produzent Graf Eltz, die schöne äthiopische Köchin Mébrat – und natürlich Julian Passauer selbst. „Wovon redest du so geschwollen?“, fragt die Gärtnerin Pribil den Zwölfjährigen. Der Leser fühlt es ihr nach.

Wie sein Erfinder entstammt Julian einer großbürgerlichen Wiener Familie und hat seine Kindheit und Jugend im Nobelbezirk Hietzing verbracht. Weil sein Vater Vizedirektor des Naturhistorischen Museums ist, logiert man in einer prachtvollen Dienstwohnung im Schloss Schönbrunn. Vom Vater hat Julian seine Passion für den Süden geerbt, verbunden mit heftigem Phantomschmerz: Die Amputation der

südlichen Kronländer der k.u.k. Monarchie hat Gottfried Passauer nie verwunden. Von seiner Inhaftierung in Dachau und Buchenwald blieb ihm eine unheilbare Melancholie und der Brauch, am 13. jedes Monats, Churchill zu Ehren, ein familiär ausschließlich Englisch zu sprechen. Heller hat sein Alter Ego nicht im jüdischen Milieu angesiedelt, doch Julian verfügt als „ausgezeichnete Mischkulanz“ immerhin über eine jüdische Großmutter. Vater und Sohn Passauer liefern einander ein Pingpong der goldenen Worte, das jener mit „Wisse, Sprössling“ zu eröffnen pflegt. Rund um diese merkwürdige Familie versammelt Heller ein Kabinett der Käuze und Kuriositäten, der Unglückswürmer und Lebenskünstler, unter denen der Schürzenjäger Graf Eltz als souverän ordinarer Erzähler hervorsticht – ein Abbild des berüchtigten gräflichen Enfant terrible Adalbert Sternberg.

Im ersten Teil des Romans erfahren wir von Julians Bemühungen, die Damenwelt zu gewinnen und „im Hauptberuf“ ein Taugenichts zu werden, was er schließlich mit Hilfe eines portugiesischen Pokerspielers aus umsetzt. Der zweite, zusehends ins Sentenzhafte driftende Teil erzählt, unlegbar autobiographisch, vom Sesshaftwerden des Kreuz-und-quer-Reisenden in einem Gartenparadies am Gardasee, bis er am Ende das „Tor zum vollkommenen Süden“ in einer Vision des marokkanischen Fés zu erreichen meint. Ein Ent-



Im Negativbild besitzen die Demonstranten von damals einen Zug ins Geisterhafte. Wer die Szene so betrachten will, wie sie sich dem Fotografen Xu Yong dargeboten hat, der kann das Bild vor sein Smartphone legen und die Funktion „Farbumkehr“ aufrufen.

Abbildung aus dem besprochenen Band

Schwarzer Himmel über dem Tiananmen

Öffentlich verborgen: Mehr als ein Vierteljahrhundert nach dem Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens zeigt ein Fotoband die Demonstration.

Ungewöhnlich an diesem Buch des chinesischen Fotografen Xu Yong ist schon, dass ihn eine technische Anweisung begleitet, wie man auf seinen Bildern überhaupt etwas erkennen kann. Man muss auf einem iPhone das Icon „Einstellung“ anklicken und dann unter den „Bedienungshilfen“ die Möglichkeit „Farben umkehren“ wählen. Nach dieser Prozedur kann man im Sucher der über den Fotoband gehaltenen Handycamera dann tatsächlich scharfe, etwas blassere Farbtöne ausmachen, allerdings genau so seitenverkehrt wie die Bilder im Buch.

Bei ihnen handelt es sich um die Negative von Fotos, die Xu Yong im Frühjahr 1989 von den Massendemonstrationen auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking gemacht hatte. Die Kundgebungen wurden blutig niedergeschlagen und fielen in den Jahrzehnten da-

nach einer erstaunlich effektiven Tabuisierung zum Opfer.

Inmitten der globalen Informationsgesellschaft gelang es der chinesischen Regierung, diesen sogenannten Zwischenfall erst gar nicht in die Erinnerung der nachfolgenden Generationen hineinzu lassen und dafür zu sorgen, dass er einer Mehrheit der beteiligten Zeitgenossen angesichts der weithin anerkannten Großerechnung des nationalen Wiederaufstiegs inzwischen fast schon peinlich ist. Diese zunehmende Entwirklichung des Aufstands gibt den Hintergrund für Xus Negative ab.

Er war in jenem Frühling 35 Jahre alt und so aufgeregt, dass er beim Fotografieren mehrmals vom Fahrrad fiel, auf das er sich des besseren Überblicks willen gestellt hatte – zwei Kameras gingen ihm dabei zu Bruch. Doch die vielen Filme, die er mit seinen Konicas belichtet hatte, überlebten. Später brachte Xu Yong es durch seine Schwarzweißfotos alter Gassen und durch seine Mitwirkung an der Gründung des Pekinger Kunstviertels 798 zu einer gewissen Bekanntheit.

Doch seine Bilder von dem Ereignis, das er vom ersten Tag an visionär als historisches erkannte, hielt er lange unter Verschluss. Erst 2015 veröffentlichte er im Hongkonger Verlag „New Centuries Press“ und im deutschen Verlag Kettler 64 von ihnen (eine symbolische Zahl, denn am 4. 6. fand das Massaker in Peking statt), eben als Negative. Xu Yong lässt in einem bewusst gewundenen

formulierten Kommentar keinen Zweifel daran, dass die Umstände und das Medium der Veröffentlichung selbst das eigentliche Thema des Buchs sind: „Was sorgfältig in Erwägung gezogen werden sollte, sind die gesellschaftlichen Bedingungen, die zur Verzögerung der Fertigstellung dieses Werks geführt haben.“

Es geht also nicht bloß um eine Dokumentation dessen, was vor 27 Jahren geschah, sondern um die Repression und die Verdrängung, die seither stattgefunden haben – und die es bis heute als zu riskant erscheinen lassen, die Bilder unverfremdet zu publizieren, auch wenn sie ohnehin keine Chance haben, nach Festland-China zu gelangen. Das Konzeptionell-Indirekte ist hier also auch eine politische Entscheidung, nicht nur eine ästhetische. Bei aller gewohnt seriösen Aufmachung und Druckqualität bekommt der Betrachter das Gefühl, ein Kassiber in der Hand zu halten.

Das Geisterhafte dieser Bilder mit ihrem schwarzen Himmel, den weißen Köpfen und den Schriftflächen in Türkis erzeugt eine Stimmung der Gefahr. Man spürt, dass das etwas Außergewöhnliche, mit den üblichen Kategorien gar nicht zu Fassendes im Gange ist. Für westliche Betrachter, denen die Tiananmen-Bilder von 1989 vertraut sind, stellt das einen V-Effekt her, der sie überhaupt erst wieder auf die irritierende und durchaus gegenwärtige Wirklichkeit dieses Datums stößt. Für nachgeborene Chinesen dagegen, die solche Bilder

nicht kennen oder denen sie bisher nichts bedeutet haben, mag die Verfremdung den Eindruck des Gespenstisch-Undenkbaren verstärken, das schon im Gegenstand der Bilder selbst steckt: Denn dass sich Hunderttausende Menschen ohne staatliche Organisation und sogar im Protest gegen die Regierung mitten im politischen Zentrum Chinas versammeln, erscheint uns heutiger chinesischer Sicht völlig unreal, geradezu psychedelisch.

Das ernstgemeinte Spiel mit der Subversion beruht hier im Wesentlichen darauf, dass die Wahrheit, die im analog verfügbaren Negativ enthalten ist, durch die oben beschriebene Prozedur nicht mehr entziffert werden muss. Und es ist nicht ohne Ironie, dass dieses Verfahren der Wahrheitsfindung dann wieder ein digitales ist. Bedeutet dies, dass die Mächte der Manipulation auch in der Politik am Ende solche der Aufklärung sein können? Xu Yong sind mit seinen Negativen tatsächlich Denkbilder gelungen: voller Trauer, aber nicht ganz ohne Hoffnung. MARK SIEMONS

Xu Yong: „Negatives“. Mit Texten von Shu Yang, Gérard Goodrow und Martin Rendel.



Verlag Kettler, Dortmund 2015. 72 S., Abb. geb., 48,- €.

wenn sie schlief, schienen Engel an ihrer Tadellosgkeit zu arbeiten.“ Aber diese Fundstücke gehen unter in einem Meer des Zuviel, und es ergeht einem wie dem Grafen Eltz mit den berühmten Zauner-Boschschneitten, den nach dem Essexzess „das Speiben eindrucksvoll an die Segnungen des Maßhaltens erinnert“.

Der von André Heller verehrte H. C. Artmann hat über das Wesen des „Poetischen Acts“ gemeint, dass man Dichter sein könne, „ohne auch irgendjemand ein Wort geschrieben oder gesprochen zu haben“. Aber man kann eben nicht Dichter sein, wenn man zu viele Worte spricht oder schreibt und dabei das Dichterssein wollen als treibende Kraft wirkt. Das Wesen des Dichters liegt in der Absichtslosigkeit des L'art pour l'art, die Extraportion Poesie verdirbt das Gericht.

Ein „Virtuose des Kargen“ (so das Lernziel des Pökellehrers) wird Heller wohl nicht mehr werden. Man kann ihn für vieles bewundern, für das Verfassen von Romanen leider nicht. DANIELA STRIGL



André Heller: „Das Buch vom Süden“. Roman.

Zsolnay Verlag, Wien 2016. 336 S., geb., 24,90 €.